Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 7-8: Mehrsprachigkeit

Rubrik: Blickpunkte

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Überlappende Bereiche

Es gibt nicht nur die Angst vor der Leere, sondern offenbar auch eine tief verwurzelte Abneigung gegen alles Heterogene, Komplexe und Vielfältige. Einheitlichkeit und Regelmässigkeit erleichtern die Orientierung und befriedigen das Bedürfnis der eindeutigen Zuordnung von Ursachen und Wirkungen, von Problemen und Lösungen, von Kompetenz und Verantwortung und wohl auch von Kosten und Nutzen. «Klare Abschnittsgrenzen» schaffen Ordnung und Sicherheit, aber diese Ordnung hat einen hohen Preis. Die Wirklichkeit ist unendlich komplex, und jede Vereinheitlichung, jede Isolation von Bereichen und Erscheinungen ist immer auch eine Verfälschung und hat etwas Gewaltsames.

Trotzdem sind Grenzen im Raum, Abgrenzungen von Begriffen und Ein- und Ausgrenzungen von Personengruppen lebensnotwendig, sie können Probleme lösen, sie schaffen aber auch wieder Probleme, weil sie immer unter verschiedensten Gesichtspunkten «falsch» sind. Der geschlossene Kreis ist ein Symbol der Ganzheit und der Identität, aber die Wirklichkeit folgt eher dem Muster der überlappenden Kreise. *«Overlapping circles»* oder – schwer übersetzbar aber noch anschaulicher – *«interlapping circles»* stören unser ästhetisch und wohl auch ökonomisch ausgerichtetes Ordnungsbedürfnis und erschweren die Erfassung der Welt in Schubladen, Karteikästen und Rubriken. *«Warum verläuft denn die Grenze hier nicht gerade!»* ist der historisch verbürgte Ausruf eines deutschen Offiziers, der in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs mit dem komplizierten Verlauf der Schweizergrenze im Kanton Schaffhausen konfrontiert war. Ähnlichen Ärger haben wohl auch *Lord Owen* und *Cyrus Vance* empfunden, als sie ihren untauglichen Vorschlag zur Befriedung im ehemaligen Jugoslawien ausarbeiteten. Auch die *«Kommission Widmer»,* hat mit ihren Vorschlägen für neue Grenzen zwischen dem Kanton Bern und dem Kanton Jura der Utopie von der *«richtigeren Grenze»* nachgejagt. Neue und «rationalere», in irgendeinem Sinn «geradere» Grenzen vermögen Probleme zwischen überlappenden Bereichen kaum je befriedigend zu lösen. Dies gilt in besonderem Ausmass bei Fragen der Zugehörigkeit, der nationalen, der religiösen und der kulturellen Identität und beim Versuch, Sprachgruppen und Sprachregionen ausschliesslich nach dem Grundsatz der Territorialität zuzuordnen.

Ich lebe als gebürtiger Appenzeller in St. Gallen, Hauptstadt eines Kantons, dessen Grenzen alles andere als «gerade» verlaufen. Er umschliesst den Kanton Appenzell, der sich in der Reformation in zwei Halbkantone gespalten hat. Die St. Galler bezeichnen die beiden Appenzell als *«Kuhfladen in einer schönen Wiese»*, und die Appenzeller halten sich ihrerseits für das *«Goldstück»* auf einem Kuhfladen. Solche Neckereien sind älter als die Theorie der überlappenden Bereiche, aber sie sind vielleicht ein Anhaltspunkt dafür, wie im klein-

räumigen Umkreis auch durchlässige, lebensnahe Abgrenzungen möglich werden.

Die Stadt St. Gallen hat ihren eigenen Reformator *Joachim von Watt,* genannt *«Vadianus»,* ihre ganze Umgebung ist aber katholisch geblieben. Das innerhalb der Stadt gelegene Kloster blieb nach einem Schiedsspruch der Eidgenossen katholische Enklave und grenzte sich mit einer internen «Schiedmauer» ab. Also doch – *«Frieden durch Grenzziehung»?* Ja und nein. Die Grenze schuf eine neue kleine katholische Minderheit innerhalb einer städtischen Mehrheit von Protestanten, die aber nach der Kantonsgründung ihrerseits eine Minderheit im mehrheitlich katholischen Kanton bildet. Die Grenze hat also keine neue und «bessere» Homogenität geschaffen, sondern spiegelt die Heterogenität: *«Wie im Grossen, so im Kleinen»,* die Mikrovielfalt als Spiegel der Makrovielfalt – und nicht die Utopie homogener Räume und Gruppen.

Gibt es denn angesichts dieser überlappenden Bereiche noch so etwas wie Identität? Auf meinem Estrich befindet sich ein Koffer, in dem diverse Fahnen aufbewahrt werden. Eine übergrosse Schweizerfahne, die einmal als offizielle Schweizerflagge an der Weltausstellung in Montreal wehte (ein Geschenk eines Verwandten aus Kanada), ein Appenzeller Bär aus meinem Heimatkanton Appenzell-Ausserrhoden, aus dem mein Urgrossvater nach St. Gallen «hinunterstieg», eine Fahne der Stadt St. Gallen, ebenfalls ein Bär, gezähmt mit einem goldenen Halsband, aus dem «Familienerbe» meiner Stadtsanktgaller Mutter, sowie ein «Berner Mutz» von meinem Schwiegervater, der sich als Berner fühlte, obwohl sein Vater schon mit 14 Jahren von dort ausgerissen war, um in der Ostschweiz Arbeit zu finden. Meine Frau blieb bis zu unserer Heirat Bürgerin von Huttwil im Kanton Bern, ohne je dort gewesen zu sein. In meinem ererbten Fahnensortiment fehlt die Fahne des Kantons St. Gallen mit dem historisch nicht ganz unbelasteten Liktorenbündel und die Europafahne mit den zwölf goldenen Sternen auf blauem Grund – ein Mariensymbol. Ich vermisse sie nicht.

So komplex und heterogen ist also meine familiäre gebietskörperschaftliche Identität – überlappende Flaggen... Meine beiden Söhne halten nichts von nationalen, kantonalen und kommunalen Fahnen. Ihre Zimmer sind mit den Vereinsinsignien ihres Fussballklubs dekoriert – zwei verschiedene Klubmannschaften, in denen sie aktiv sind. Innerfamiliäre Heterogenität und Vielfalt, die natürlich auch Konfliktpotentiale enthält, die aber insgesamt das friedliche Zusammenleben nicht in Frage stellt. Je kleiner und kleinräumiger die überlappenden Bereiche sind, desto verzichtbarer wird die Homogenisierung durch «gerade Grenzen» und einheitliche und einfältige Kreise. Ob sich aus diesen Erfahrungen «Friedenspläne» schmieden lassen? Vielleicht hat man da und dort das Problem der Grenzziehung zu grossräumig angepackt und die Chancen unterschätzt, welche in den Verflechtungen liegen, die Lösungen im heterogenen Mikrobereich anbieten, statt in Trennungen und Säuberungen, mit dem Ziel erhöhter Homogenität. Es sollte eben nicht nur im Grossen *«zusammenwachsen, was zusammengehört»,* sondern im Kleinen sich vertragen lernen, was ursprünglich verschieden war. So werden Grenzen nicht aufgehoben, aber sie werden zu Bereichen des Austauschs, des Gebens und Nehmens und des Lernens in Vielfalt.

Robert Nef

Mundartwelle als Gewissensfrage

Das Ärgernis taucht periodisch in den Leserbriefspalten auf, und gelegentlich beschäftigt es gar die hohe Politik: die *Verwendung der Mundart in Radio- und Fernsehsendungen.* Kürzlich ist die SRG, beziehungsweise deren (Deutsch)schweizer Anstalten, von einer grösseren Gruppe von Parlamentariern wieder einmal ermahnt worden, sich vorab in Informationssendungen vermehrt des Hochdeutschen zu befleissigen. Worauf sich prompt der Radiodirektor und der Fernsehchefredaktor zur Wehr setzten. Muss sich nun *Bundesrat Ogi* als oberster Schirmherr der elektronischen Medien als Schiedsrichter betätigen? Ist der Auftrag, den die Medienveranstalter in Verfassung, Gesetz und Konzession erhalten haben, tangiert? Oder geht es gar um übergeordnete staats- und kulturpolitische Fragen des Zusammenlebens in der mehrsprachigen Schweiz?

Betrachtet man den medienpolitischen Aspekt isoliert, begegnet man dem längst bekannten, aber stets verdrängten *Dilemma,* dass die vom Staat regulierten Medien gleichzeitig einen hehren *Auftrag* erfüllen und sich in einem immer härter umkämpften *Markt* behaupten müssen. Sollen sie mit Rücksicht auf anderssprachige Zuhörer und Zuschauer nicht nur die ohnehin geschriebenen Texte etwa von Nachrichten hochdeutsch verlesen, sondern auch Gespräche in der Sprachform führen, die von den Teilnehmern sonst freiwillig nicht verwendet würde; oder soll das vertraute Idiom im Gegenteil als unverwechselbare Eigenheit der schweizerischen Programme gegenüber der internationalen Konkurrenz gefördert werden? Die Erfolgszahlen weisen klare Vorteile für die Mundart aus. Gesprochene Medien spiegeln das tatsächliche Sprachverhalten und sollen dies wohl auch, zumindest in den Sendungen für ein breites Publikum. Es muss in der Zuständigkeit der Radio- und Fernsehverantwortlichen bleiben, das richtige – gemischte – Mass zu finden und die Kriterien für die Wahl der Sprachform zu definieren. Ob die Grenze überall richtig gezogen wird – etwa mitten durch das ambitiöse tägliche Informationsmagazin –, wird stets Anlass zu Diskussionen geben; grundsätzlich wird man sich jedoch fragen müssen, wieviele wohlgemeinte Auflagen vorab dem Fernsehen noch zumutbar sind.

Aber eigentlich ist die Mundartwelle nicht primär ein Problem des Fernsehens, das als bequemer Blitzableiter dienen muss. Erkenntnisse wie beispielsweise aus Rekrutenprüfungen, dass ein beträchtlicher Teil der Erwachsenen sich in der Schriftsprache nicht oder nur unzulänglich ausdrücken können, müsste – wenn man denn Institutionen haftbar machen will – zuerst das *Schulwesen* ins Auge gefasst werden. Es würde sich lohnen, einmal den Sprachgebrauch in den Schulen umfassend zu überprüfen. Trifft es zu, dass die Hochsprache vielerorts fast nur noch im Sprachunterricht verwendet wird? Und täuscht der Eindruck, dass das Training der mündlichen und schriftlichen Ausdrucksfähigkeit gegenüber den leichter messbaren Übungen in Orthographie und Grammatik vernachlässigt und dass das Lesen und damit das Verstehen geschriebener Texte zu kurz kommt? Die zunehmende Verwendung von Bildern, Symbolen und auf Schlagzeilen reduzierten Informationsfetzen hilft im Alltag solche Defizite verschleiern.

Mangelnde Beherrschung der Schriftsprache und Unsicherheit tragen dazu bei, dass man sich in der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft *immer ausschliesslicher* der Mundart und auch im Umgang mit Angehörigen anderer Sprachgruppen fast lieber notdürftig einer gängigen Fremdsprache als der eigenen Hochsprache bedient. Pfarrherren sind versucht, die Schrift in die Sprache des Volkes zu übersetzen, Redner tragen schriftsprachliche Manuskripte in lieblos verballhornter mundartlicher Färbung vor, Diskussionen werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und dann meist widerwillig in der Hochsprache geführt und selbst bei Gesprächen im kleinen Kreis mit Anderssprachigen wird zwischen Mundart und Hochsprache gewechselt, je nachdem, wer gerade angesprochen wird. Man kann die *Frustration* vieler Mitbürger lateinischer Zunge und jener Ausländer verstehen, die sich die Mühe nehmen, deutsch zu sprechen.

Die Abwehrreflexe der Deutschschweizer gegenüber den deutschsprachigen Nachbarn mögen zwar historisch-psychologisch erklärbar sein, dürften aber nicht mehr als Ausrede dienen. Gewiss gibt es keinen Grund, die Mundart als Muttersprache geringzuschätzen und sie nicht auch – und gerade in den gesprochenen Medien – zu pflegen. Die Deutschschweizer wachsen jedoch mit *zwei Sprachen* auf, mit einer gesprochenen und einer geschriebenen. Das verlangt vorab von der Schule zusätzliche Anstrengungen. Das Verständnis und die Beherrschung der Schriftsprache öffnet den Zugang zum geistigen und kulturellen Erbe. Die Medien tragen dafür unzweifelhaft eine Mitverantwortung. Aber es hilft wenig, nur auf den Spiegel zu schiessen, den sie uns vorhalten.

Ulrich Pfister

Hoher Marktwert Gorbatschews

Es ist bekannt, dass die Marktwirtschaft die segensreiche Eigenschaft hat, Güter und Dienstleistungen über den Preismechanismus bewerten zu können. Voraussetzung, dass sie dies zu leisten vermag, ist die Existenz eines Marktes, auf dem sich ein Angebot und eine Nachfrage gegenüberstehen. Ob deshalb schon preisbildende Tauschbeziehungen zustande kommen, steht allerdings noch in den Sternen. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn sich die Preisvorstellungen der Anbietenden im Bereich der *Zahlungsbereitschaft* der Nachfragenden befinden, oder, im ökonomischen Jargon ausgedrückt, wenn sich die Einkommensvorstellungen der Anbietenden mit den Nutzenüberlegungen der Nachfragenden treffen. Nutzenüberlegungen? Offenbar ist es so, dass Menschen nur dann Güter oder Dienstleistungen erwerben, wenn sie der Überzeugung sind, mit diesen *Bedürfnisse* materieller oder immaterieller Natur befriedigen zu können. Der Nachfragende wird deshalb Überlegungen anstellen, was ihm die Deckung eines bestimmten Bedürfnisses wert ist. Hinter den Nutzenüberlegungen der Konsumenten versteckt sich der Wunsch oder

die Notwendigkeit, Bedürfnisse befriedigen zu können bzw. zu müssen, wenn die Bedürfnisbefriedigung einen existenznotwendigen Charakter aufweist. Nur der Hypochonder wird in Abrede stellen, dass die Möglichkeit, mehr Bedürfnisse befriedigen zu können, als zur nackten Existenzsicherung notwendig sind, das Leben auf dem Planeten Erde angenehmer zu gestalten vermag. Und da es zahllose Bedürfnisse der verschiedensten Art und Qualität gibt, sind die Verhaltensweisen der Menschen auf Märkten entsprechend vielfältig und bisweilen auch ungewöhnlich bis absurd. Der Markt lässt auch das, was in einer allgemeinen Volksmeinung möglicherweise als «Extravaganzen» beurteilt wird, gelten.

Über den hier in wenigen Strichen skizzierten Vorgang auf Märkten gibt es eine umfangreiche Literatur, die mit wissenschaftlicher Akribie die Preisbildung unter alternativen Verhaltensweisen von Anbietenden und Nachfragenden einzufangen versucht (Preistheorien). Es leuchtet aber auch ohne tiefschürfende theoretische Kenntnisse unmittelbar ein, dass der Preis eines Gutes um so *höher* sein muss, je *knapper* das Angebot im Verhältnis zur Nachfrage ist. Preise werden deshalb auch als *Knappheitsindikatoren* bezeichnet; sie liefern den Marktteilnehmern Informationen über die Knappheit der Versorgung eines bestimmten Marktes. Ausgesprochen ungemütlich wird die Marktsituation der Nachfragenden dann, wenn ihnen nur *ein* Anbieter gegenübersteht, wenn sich also etwa mehrere engagierte, gleichzeitig auch betuchte und von einer hohen Zahlungsbereitschaft befallene Sammler von Bildern der gehobenen Art mit nur einem Anbieter der «Sonnenblumen» von *van Gogh* konfrontiert sehen. Dann kann der Preis, wie die Erfahrung lehrt, in *astronomische Höhen* entschwinden, weil die Nachfragenden keine Ausweichmöglichkeiten haben. Van Gogh hat zwar verschiedene «Sonnenblumen» auf die Leinwand gezaubert, von denen indessen jede einzelne ein Unikat und damit nicht ersetzbar ist.

Diese Marktsituation ist in der Welt der Wirklichkeit keineswegs selten. Seit einiger Zeit entfalten sich verschiedene Varianten dieser Marktkonfiguration auch auf dem schweizerischen Terrain. Im Juni besuchte *Gorbatschew* die helvetischen Lande – nicht etwa deshalb, weil er an der Schweiz besonders interessiert wäre, weil er etwa, was ja im Blick auf die Turbulenzen in Russland nachvollzogen werden könnte, hinter die Geheimnisse ihres föderativen Aufbaus oder der «kapitalistischen» Funktionsweise ihrer Wirtschaftsordnung kommen wollte; vielmehr wurde der einst starke Mann der Sowjetunion, mit dessen Namen die grosse «Wende» im West-Ost-Verhältnis verbunden ist – die herbeizuführen jedoch nicht in seiner Absicht lag – *eingeladen*. Die Nachfrage kam also aus der Schweiz. Und es hat sich dabei gezeigt, dass es *weder einfach noch billig* ist, diesen Mann aus Moskau – ebenfalls ein nicht ersetzbares Unikat – in die helvetischen Lande zu locken; denn abgehalfterte oder schlicht nicht mehr gewählte politische Machtträger von einiger Statur haben längst erkannt, dass sich ihr Renommee – wie gut oder schlecht es auch immer sein mag – vortrefflich *vermarkten* lässt. Bereits haben sich auch schon Agenturen etabliert, die diese Aufgabe übernehmen. Die marktkonforme Verhaltensweise ist für einen Menschen wie Gorbatschew deshalb bemerkenswert, weil sie demonstriert, wie *rasch* ehemals kommunistische Potentaten, die den Kapitalismus vor noch nicht allzu langer Zeit als eine Aus-

geburt des Teufels beklagten, seine Spielregeln begriffen haben und *für sich selbst* in höchst virtuoser Weise auszuwerten verstehen. Offenbar braucht es dazu weder Lehrbücher noch Seminarien, sondern nur die Fähigkeit, die ethischen Normen von einst rasch zu vergessen und der Spur der Eigeninteressen zu folgen.

So kommt es denn, dass der Preis für diesen Auftritt in der Schweiz – alles in allem genommen – in eine kräftige *sechsstellige Summe* eskalierte; und dies nicht zuletzt deshalb, weil sich auf das Honorar noch erhebliche «Nebenauslagen» türmen, die bis zum Transport in einem Privatflugzeug reichen. Klassenlose Bescheidenheit hat es im Sozialismus schliesslich auch nur in der Ideologie gegeben. Wo aber ist nun eigentlich der *Nutzen* dieser Übung für den Nachfragenden zu orten? Die Antwort auf diese Frage liegt etwas im Nebel, weil sie nicht offensichtlich ist, weil sie der Nachfragende still und leise in seiner Brust verschlossen hält, jedenfalls bisher noch nicht an die grosse Glocke gehängt hat. Es können also nur Vermutungen angestellt werden. Die Erwartung, über die Quelle Gorbatschew zu neuen, bisher ganz und gar unbekannten Erkenntnissen oder Informationen zu gelangen, kann es gewiss nicht gewesen sein. Was Gorbatschew denkt, hat er schon x-mal bekanntgegeben, in Büchern, in Reden, auf Reisen in Nord- und Südamerika – die sich, weil eher substanzarm, phasenweise am Rande des Flops bewegten. Der Aufbau wirtschaftsträchtiger Beziehungen mit Russland? Auch diese Annahme scheint eher aus der Luft gegriffen, weil der teure Mann aus Moskau kaum noch Einfluss hat, der den stolzen Preis im Rahmen eines rationalen Kalküls aufwiegen könnte. Prestige, sich *coram publico,* wenn auch nur für kurze Zeit, im Schwerefeld eines Mannes bewegen zu können, der Geschichte gemacht hat? Im Strahlenglanz seiner Präsenz die Möglichkeit haben, sich *urbi et gorbi* vernehmen zu lassen? Verbunden vielleicht mit der schlitzohrigen Absicht, mit Hilfe der Medien, die alleweil bereit sind, auf den rhetorischen Leim eines Allerweltskerls zu kriechen, versteckte PR zu betreiben? Wie auch immer, die Öffentlichkeit wird es wohl nie genau erfahren. Dass der clevere Veranstalter aber einen Zweck im Auge gehabt haben muss, ist kaum zu bezweifeln, sonst hätte er wohl nicht so tief in die Tasche gegriffen. Das Faktum bleibt bestehen: Wer Gorbatschew haben will, muss sich gegen rivalisierende Angebote durchsetzen; noch hat der einstige Kremlherr einen hohen Marktwert. Dieser ist jedoch eine launenhafte Erscheinung. In zwei Jahren sind die Verhältnisse möglicherweise ganz anders.

Das Gorbatschew-Ereignis steht übrigens nicht alleine in der eidgenössischen Landschaft. Der Held von «Desert storm», *General Schwarzkopf,* war bereits vor einigen Monaten in Winterthur und hatte, ebenfalls zu einem angeblich «überdurchschnittlichen» Preis, gemeinplatzähnliche Führungsregeln von sich gegeben. Und Anfang Juni war es *Bush,* der in Lugano auf Einladung von zwei Firmen in lockerer Form über Barbara, *«my silverfox»,* sprach und ohne Mühe in 30 Minuten die Oberfläche der wichtigsten weltpolitischen Probleme ritzte. Nur wenige waren übrigens, so ist anzunehmen, in der Hoffnung nach Lugano gepilgert, in den Genuss brandneuer Erkenntnisse und Einsichten zu kommen. Das Ereignis, nämlich Bush live zu erleben, reichte vollkommen aus. Das wird wohl auch so bei jenen gewesen sein, die sich für Fr. 900.– Eintritt in das Gorbatschew-

Seminar verschafft haben. Ungeschminkt und – zugegebenermassen – etwas despektierlich, deshalb jedoch nicht weniger realitätsnahe ausgedrückt, lässt sich dieser Vorgang auf den «Zoo-Effekt» reduzieren: Besichtigung der hohen Tiere ist, wenn nicht alles, so doch das meiste! Der «Zoo-Effekt» gebiert nicht selten höchst eigenwillige Marktergebnisse.

Willy Linder

Nomen est omen.

KYOCERA
Laserdrucker und PC´s

intimus®
Aktenvernichter

MINOLTA
Telefax und Kopierer

HITACHI
Telefax

océ
Lichtpaus-und
Kopiersysteme

Führende Bürotechnik.

MESSERLI INFORMATIONSTECHNIK

A. MESSERLI AG
Sägereistrasse 29
8152 Glattbrugg
Telefon 01/829 11 11
Fax 01/829 13 48

Filialen in: Aarau, Basel, Chur, Genève, Lausanne, Luzern, Manno-Lugano, Schönbühl-Bern, St.Gallen, Sion.